

Der Ich-Erzähler Wolfgang G. Falckner unterhält sich mit dem «Berufsatheisten» Dr. med. Kern über Glaubensfragen, später mit Leonard Schwartz über Schriftstellerei, was in einem Fitnesscenter ja nicht aussergewöhnlich sein muss.

Jetzt stehe ich im Fitnesscenter schon wieder auf dem Laufband. Herr Dr. med. Kern will sich verabschieden. Er werde jetzt nach Ostern wieder häufiger hier sein. Er müsse «was für sein leibliches Wohl tun». Man kann es ihm nicht verdenken. Er hat zugenommen, wie wir alle. «Gewichte heben gegen Übergewicht», hat er das genannt. Es gehe ihm aber gut. Und wie immer haben wir uns nach den üblichen Präliminarien gegenseitig gefragt, was uns so herumtreibe.

Er hat sofort geantwortet, als hätte er nur darauf gewartet, es tun zu dürfen.

«Ich lese gerade ein Buch.»

«Warum bin ich nicht überrascht? Das tun wir doch alle», antworte ich.

Gegen ihn bin ich aber ein literarischer Abstinenzler. Ich frage bewusst nicht nach Autor und Titel. Denn eigentlich möchte ich jetzt das Laufband nutzen. Und da brauche ich die Luft zum Atmen und später zum Teekühlen. Also habe ich auf tiefer Stufe begonnen. Kern hat aber meine Welt als gegenwärtiger Wille zu mächtiger Leistung und zur Erarbeitung körperlicher Schönheit ignoriert und einfach weitergesprochen.

«Ja, schon klar. Es ist gerade erschienen. Der Autor wagt eine kühne Hypothese. Könnte dich interessieren.»

«Du meinst: Die Schweiz in der EU? Oder wie wäre die Welt ohne Islam?», habe ich mal aufs Geratewohl geraten.

«Besser, sie wäre besser. Ich meine generell, ohne Staats-Religionen. Nein, dieses Mal ist es ein Buch, das von der These ausgeht, dass der Gekreuzigte auf Golgatha gar nicht gestorben sei.»

Nein, nicht schon wieder, denke ich. Ich ahne, was kommen wird, sage dann aber bloss:

«Würde gut zu Ostern passen.»

«Ja sicher. Tod und Auferstehung, Karfreitag und Ostern. Ist doch alles nur orientalischer Bazar.»

«Na ja, das sehen die Christen aber anders.»

«Kann schon sein. Der Autor dieses Buches sieht das Ganze als eine Nachlässigkeit von Angehörigen der römischen Armee, quasi den AdRA. Für die war der Mann am Kreuz eindeutig tot. Da ist diese Sache mit der Lanze.»

«Was hat jetzt die Lanze ...?», habe ich einzuwerfen versucht.

«Na, ganz einfach. Es heisst doch bei Johannes, aus der Lanzenwunde sei Blut und Wasser geflossen. Das ist aber kein Beleg für den Tod des Delinquenten. Vielleicht hat dieser Josef von Arimathäa erkannt, dass Jesus am Kreuz nur eine Kohlendioxidvergiftung erlitten, aber noch schwach geatmet hat. Also was macht er? Er holt den Körper vom Kreuz und versteckt ihn vor den Römern in einem kühlen Felsengrab. Dort kommt der arme Mann wieder zu Bewusstsein, wird rotkreuzmässig versorgt und aufgepäppelt. Nach ein paar Monaten ist er wieder fit.»

«Ja gut, dann wäre aber Ostern erst recht ein Riesenbetrug.»

«Das ist er auch ohne diese Überlebensvariante. Die Anhänger haben das getan, was später und heute erst recht gang und gäbe war. Sie haben die Auferstehungslegende zusammengesponnen. Alternative Fakten sozusagen.»

«Davon müsste man ja dann ausgehen.»

«Richtig. Das müsste man, und das muss man, wenn du mich fragst. Die haben die Fakten geheim gehalten. Die kannten sowieso nur ein paar Eingeweihte. Und die haben vorsorglich geschwiegen. Zudem durfte dieser Jesus auf keinen Fall entdeckt werden. Dies aus zwei Gründen. Die Römer hätten erstens sofort reagiert, und damit wäre zweitens das ganze

Auferstehungs-Brimborium im Eimer gewesen. Also was tun?
Man erfindet die Himmelfahrt.»

«Raffiniert wie immer, aber auch nicht neu», habe ich gesagt und Kern wahrscheinlich eine Freude bereitet.

«Ja schon. Aber da gab's dann noch ein Problem. Wohin sollte der Überlebende verschwinden? Also hat man den Mann verstecken müssen, irgendwo verbergen. Und das bis an sein selig' Ende als Greis, der vielleicht keine Ahnung mehr hatte, was später mit seinem Namen alles angestellt wurde.»

«Dann ist die Auferstehung also ein Fake? Und du glaubst dem Autor?»

«Warum denn nicht? Erfrischend ist er allemal. Mit gefällt einfach dieser nüchterne Blick auf den Ostermythos. Das muss ich dir ja nicht erklären.»

Nein, das musste er nicht. Das Getue um die Auferstehung firmiert nicht nur bei Kern unter Hirnschmiss und Blendgranate. Ist allerhöchstens als Symbol zu verstehen, als Befreiung aus Existenzkrisen, als Rekonvaleszenz im Krankenbett des Lebens. Das habe ich aber für mich behalten. Denn ich habe auf dem Laufband das Tempo steigern wollen. Es ist mein Kalvarienberg. Und das spätestens bei Steigung 7,5.

Kern hat das offenbar doch noch gespürt und freundlich wie immer gesagt:

«Gut, ich muss jetzt. Die Pflicht, die Patienten und so weiter. Ciao.»

«Ciao, grüss' mir die Gläubigen.»

Er hat gegrinst und weg war er. Dann bitte jetzt kontinuierlich die Geschwindigkeit und die Steigung erhöhen.

Aber nach Minute 22 steht unerwartet Leonard Schwartz neben mir. Ich habe ihn nicht kommen sehen. Und bei dem Lärm von Radio Agonia hier, auch nicht gehört. Wie fast alles im Leben. Habe ihn also erst bemerkt, als er mich angesprochen hat.

In der Regel wird beim Training geschwiegen. Man lässt sich gegenseitig in Ruhe, schwitzen und leiden. Schwartz ist die Ausnahme von der stillen Regel, an die sich nur wenige nicht immer halten. Aber er darf das bei mir. Er ist keine rotierende Schwabbelschwätzerin wie Erna Drüsentrüb. Wir nennen sie so, weil sie offenbar eine spezielle Schwatzdrüse im Gehirn haben muss, die es ihr ermöglicht, pausenlos von einer Assoziation zur nächsten auf ihre Opfer einzuschnorren.

«Leonard», sage ich alles andere als überrascht. «Wie geht es dir?» Die übliche Hilfsbrücke und Konversationsbeihilfe. Irgendwie müssen wir ja beginnen. Also auf keinen Fall jetzt originell sein wollen.

«Danke, kann nicht klagen. Ich müsste was erfinden», antwortet Schwartz kurz lächelnd. Das hätte ich auch sagen können. Denn es stimmt. Dann reduziere ich aber mein Tempo auf dem Laufband. Damit signalisiere ich, dass ich den Atem regulieren muss. Dann können wir reden. Und in diesem Fall erst noch gerne, mit ihm ganz sicher, eben als bewusste Ausnahme. Ich sage immer noch etwas ausser Atem:

«Gut zu hören.»

Darauf er: «Allerdings. Aber schon nicht immer. Wenn ich so in die Runde schaue: Eine angekränkelte Generation, etwas degeneriert, findest du nicht?»

Der Herr Apodiktiker Schwartz, denke ich. Immer hart am Wind.

«Wir sind die Ausnahme, oder?», sage ich wenig überzeugt.

«Aber gewiss doch. Ich bin Siebzig gewesen.» Das bringt er nicht zum ersten Mal. Damit kokettiert er schon fast professionell.

«Sieht man aber nicht», bestätige ich und tue ihm den Gefallen.

«Ja, danke. Und ich jammere auch nicht dauernd vor mich hin.»

«Auch dafür dankt dir die Krankenkasse und die Menschheit.»

«Bitte. Und ich rassel auch nicht ständig meine Anamnesen herunter.»

«Hast du überhaupt so etwas?», frage ich jetzt noch dissuasiver. Ich liebe Fremdwörter. Schon bemerkt?

«Was?»

«Anamnesen? So wie du aussiehst? Die Gottheit der Gesundheit in persona.»

«Du meinst in personam?»

«Von mir aus. Und das in omne tempus.»

Jetzt geht das wieder los. Der Klassenkrampf mit dem Restlatein. Non habeo votum. Ich behalte meine Unlust für mich und frage:

«Dir geht's also gut?»

«Sieht man das nicht?», fragt er zurück.

«Doch, doch, irgendwie schon.» Man sieht es zwar nicht, aber man hört es. Er ist wahrscheinlich wieder mal ein paar Tage alleine gewesen. Das ist nicht nur bei ihm so. Indirekte Proportionalität? Eremit und Logorrhöe. Je einsamer desto redefreudiger. Ich kann es ihm nicht verdenken. Konsultiere gelegentlich die gleiche Klinik.

Aber wie weiter jetzt? Soll ich ihn nach seinen Büchern fragen? Vor zehn Jahren hat er mit Schreiben begonnen. Hat auch veröffentlicht; und zwar ohne Umwege über Verlage und Lektoren. Das erspare ihm Enttäuschungen und Kritik. Er sei nun mal die Florence Foster Jenkins der Literaturszene. Im Gegensatz zu den vielen selbstgekürten «Schrüftschtellern» wisse er das. Das sei zwar für das Image und Prestige als Autor nicht gerade hilfreich. Aber er wolle keine Preise gewinnen, sich nicht mit der Kritik duellieren und auf Kleinbühnen dilletieren; zudem müsse er auch nicht von der Schreiberei leben.

«Was machen deine Bücher?» Das hätte ich dann doch besser nicht gefragt. Er mustert mich, als hätte ich ihm moldawische Pornographie angeboten.

«Sie warten auf Leser.»

«Wieso denn? Lläuft's nicht gut.»

«Könnte besser sein.»

«Und weisst du warum?»

«Man sagt mir, sie seien zu anspruchsvoll. Sophistizierter Stil und die vielen Fremdwörter, unter anderem.»

«Die alte Leier. Na und? Du schreibst ja nicht für Gesundheitsmagazine und Familienratgeber.»

«Nein, eher nicht.»

«Sei froh. Sich an das durchschnittliche Leser-Niveau anzupassen, bekommt nicht jedem. Wenn ich da etwa an Moritz denke.»

«Moritz?»

«Moritz Reihermann, der lokale Kulturpapst.»

«Ach so, der?», antwortet Schwartz wenig enthusiastisch.

Da ich manchmal für das gleiche Blatt Kolumnen verfasse, will ich das nicht vertiefen. Ich suche keinen Streit und sage dann:

«Ja der. Aber woran schreibst du gerade?»

«Sag' es nicht weiter. An so etwas wie an meiner Biografie, en somme Kindheit und Jugend.»

Da bin ich jetzt platt. Noch vor Monaten hat er gegen diese Verdingbuben- und Graue-Elternhaus-Literatur gewettert und jetzt das.

«Tatsächlich?», ist alles, was ich hervorbringe.

«Ja, tatsächlich.»

Höre ich da etwa Ärger und Trotz? Ich will ihn nicht vergraulen. Ich bin doch nicht Nosferatu. Das haben wir beide nicht nötig und auch nicht verdient. Dafür gibt's andere. Kallmann zum Beispiel.